

Zum einen drängt sich die Frage auf, ob ein umfassenderes konzeptuelles Modell von Öffentlichkeit nicht hilfreicher gewesen wäre, um den Begriff von „Öffentlichkeit“ in den unterschiedlichen sozialen und kulturellen Kontexten zu verstehen. Sicherlich richtet sich das Habermassche Modell zu sehr an westlichen, weitgehend demokratischen Gesellschaften aus; aber stellt uns die Annahme eines „sowjetischen“ Modells nicht vor dasselbe Problem, nur vom entgegengesetzten Blickwinkel aus? Viele als „sowjetisch“ definierten Eigenschaften in dem vorliegenden Band – etwa die Annahme unterschiedlicher Akteursrollen in Abhängigkeit von der jeweiligen Öffentlichkeit, in der diese Rollen ausgeübt werden – sind zweifellos kein exklusives Merkmal „sowjetischer“ Gesellschaften. Eine komparativ angelegte Ausweitung der Fallstudien auf Gesellschaften „anderen Typs“ wäre in dieser Hinsicht vielversprechend und würde vermutlich zu allgemeineren Theorien von Öffentlichkeit führen.

Zum anderen vernachlässigt die Konzentration auf das „Sowjetische“ tendenziell solche Kräfte, die eine Gesellschaft eben mehr idiosynkratisch als sowjetisch machen. Was unterschied den sowjetischen Staatssozialismus von dem Polens, der DDR oder Chinas? (Man ist versucht, „sozialistische“ Staaten wie Nordkorea oder Kuba – die ebenso wenig wie China einen „sowjetischen Typ“ verkörpern – in eine imaginäre Länderliste mit aufzunehmen.) Welche Rolle spielten dabei die Tradition oder traditionelle Öffentlichkeiten in der Aushandlung von öffentlichen Räumen und Öffentlichkeiten? Wie wird der Sozialismus,

wie werden Öffentlichkeiten „sowjetischen Typs“ in anderen Kontexten angeeignet? Was heißt in diesem Zusammenhang genau „Bezugnahme auf das sowjetische Modell“: Welchen Ideen entspringt diese Bezugnahme, welchen Regeln folgt sie, wessen Interessen dient sie im Einzelfall? Solche im Ansatz skizzierte Fragen zeigen nur die Notwendigkeit einer sowohl empirischen als auch theoretischen Ausweitung der vorliegenden Fallstudien.

Barbara Schulte

Michael Maset: Diskurs, Macht und Geschichte. Foucaults Analysetechniken und die historische Forschung, Campus Verlag, Frankfurt a.M./New York 2002, 268 S.

„Ich bin ein Experimentator und kein Theoretiker“, sagte Michel Foucault in einem 1980 gegebenen Interview, „Experimentator in dem Sinne, daß ich schreibe, um mich selbst zu verändern und nicht mehr dasselbe zu denken wie zuvor.“ Diese Haltung des intellektuellen Experiments auch auf die Rezeption seiner Bücher zu übertragen und das Gedachte gegen den allgegenwärtigen Drang der Kristallisation flüssig zu halten, war sein Anliegen: „Das ist keine allgemeine Methode“, fügte er an, „die für andere ebenso wie für mich definitiv gültig wäre. Was ich geschrieben habe, sind keine Rezepte, weder für mich noch für sonst jemand. Es sind bestenfalls Werkzeuge – und Träume.“ (Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Frankfurt/M. 1997, S. 24 f.). Die internationale Foucault-Rezeption teilt sich seit langem in zwei Gruppen: in diejenigen, die solche Worte für Ko-

ketterie halten, hinter denen sich ein intellektueller Schaumschläger versteckt, um sich nicht festlegen zu müssen; und in diejenigen, die sie für Gelassenheit halten, in welcher gerade die Fruchtbarkeit seines Werkes für die kulturhistorische Forschung gründet. Der Verf. der anzuzeigenden Arbeit, die als Dissertation an der Universität Kassel entstanden ist, gehört erkennbar zur zweiten Gruppe. Den möglichen Nutzen der foucaultschen Arbeiten für die historische Forschung auszuloten, ist das Anliegen seiner Arbeit. Er spricht dabei von „Analysetechniken“ und legt den Schwerpunkt damit erkennbar auf eine methodisch-epistemologische Reflexion und weniger auf eine inhaltliche Diskussion der Bücher Foucaults. Als Leitlinien seiner Argumentation dienen ihm, wie bereits im Titel erkennbar, zwei der drei zentralen Pole foucaultschen Denkens: Diskurs und Macht. Den dritten Pol, das Subjekt und seine Entstehungsweisen im modernen Gefüge der Humanwissenschaften, verfolgt er bestenfalls sporadisch. Durchgängig ist die Arbeit von dem Bestreben geprägt, Foucaults Arbeiten nicht nur gegen Entwürfe etwa der Historischen Sozialwissenschaft abzugrenzen und zu verteidigen. Vielmehr sollen sie nicht als Solitäre in einer intellektuellen Landschaft stehen gelassen, sondern ihre Verwandtschaft mit ähnlichen Fragestellungen aufgezeigt werden.

In der Einleitung verfolgt der Verf. noch einmal die Etappen der deutschen Foucaultrezeption in Philosophie, Soziologie und Geschichtswissenschaft und entwickelt aus ihr heraus seine Fragestellung, nämlich die bisher in der Forschung nicht sys-

tematisch wahrgenommenen methodischen Anregungen Foucaults für die Geschichtswissenschaft zu bestimmen (S. 42). Interaktion und soziale Struktur sowie Ideen- und Sozialgeschichte nicht mehr als Gegensatzpaare, sondern als fruchtbare Verschränkungen zu modellieren, darauf zielt sein Entwurf ab. In einem 1. Teil verfolgt er daher das Verhältnis von Struktur und Praxis und arbeitet vor allem Foucaults Konzeption von relationalen Machtverhältnissen noch einmal heraus (S. 88 ff. geht er dabei auch cursorisch auf die Frage des Subjekts ein). Am Beispiel der königlichen *Lettres de cachet* und ihrer Nutzung durch die Bevölkerung macht er darauf aufmerksam, daß Macht- und Herrschaftswirkungen gerade im historischen Alltag aufspürbar sind und sich damit der Vorwurf, die Alltagsgeschichte klammere den Herrschaftszusammenhang aus, entkräften läßt (S. 111). Im 2. Teil verfolgt der Verf. anhand der im *Fall Pierre Rivière* von Foucault unternommenen Untersuchung einer Formierung des psychiatrischen Diskurses die Potentiale der Diskursanalyse als historiographiegeschichtliche Methode. Um es sehr unakademisch auszudrücken: hier eiert die Argumentation heftig. Daß sich Foucaults Methode zur Untersuchung der „Formations-, Funktions- und Transformationsbedingungen wissenschaftlicher Diskurse“ (S. 151) eignet, läßt sich kaum noch bestreiten; daß sich mit ihr auch Historiographiegeschichte betreiben läßt, muß deshalb nicht mehr behauptet, sondern vor allem an einem konkreten Beispiel gezeigt werden! Im 3. Teil des Buches werden dann die begriffsgeschichtlichen Entwürfe Kosellecks und Reichardts gegen die Diskursanalyse ab-

gewogen. Hier wirkt *Maset* überzeugend, wenn er auf mangelnde linguistische Fähigkeiten bei Historiker/innen hinweist und in der Diskursanalyse eine fruchtbare Methode zur Aufspürung der sozialgeschichtlichen Wurzeln von Denk- und Sagbarem, von Wissenskonstruktionen sieht (S. 199 ff.). Im 4. Teil unternimmt der Verf. dann einen Überflug über aktuelle Arbeiten zur Geschlechtergeschichte und touchiert damit einen Forschungsbereich, der in Foucaults Arbeiten bestenfalls implizit angesprochen wird. Ihm ist dabei am Spannungsbogen zwischen gelebtem und normativem Geschlecht gelegen, ohne daß dieser noch unmittelbar an Foucaults Analyse gebunden bliebe. Im abschließenden Teil dann lotet *Maset* die Kategorie der Kritik als erkenntnisleitende Maxime historiographischen Arbeitens aus, nimmt noch einmal die Schlagworte des Foucault-Verrisses (Kryptonormativismus, postmoderner Irrationalismus) auseinander und plädiert für eine Übersetzung wissenschaftstheoretischer Überlegungen in die konkrete Forschungspraxis (S. 236). Sich immer wieder die Frage zu stellen, ob man anders denken könne, scheint dem Verf. wie Foucault eine Notwendigkeit, um überhaupt weiterzudenken; sie wird damit zum permanenten *memento mori* jeder/n Historiker/in und zur Grundlage einer kritischen und emanzipatorischen Haltung gegenüber der eigenen in Geschichtlichkeit verhafteten Geschichtsschreibung.

Daß *Masets* Buch eine die verschiedenen Teile synthetisch zusammenführende Zusammenfassung fehlt, ist nur ein äußeres Zeichen seiner problematischen Anlage. Diese liegt

zum einen in Foucaults Werk selbst, d. h. in seiner eingangs angesprochenen Hybridität, begründet. Mehr noch aber findet sie ihren Grund in einem Umstand, der weniger dem Verf. als den Betreuer/innen der vorliegenden Dissertation anzulasten ist. Ein solches Thema eignet sich nicht für eine Qualifizierungsarbeit. *Masets* Text ist ein sympathisches Buch. Es trägt eine Vielzahl von Argumenten zusammen, die auch dem letzten einigermaßen liberal eingestellten Historiker in Deutschland Foucault nahe zu bringen vermögen sollten. Aber sprechen wir es aus: Der Autor hat sich überhoben, der Gegenstand mit ihm Hase und Igel gespielt. Sein Text ist reflektiert, gründlich recherchiert, weitgehend sauber argumentiert, es steckt ohne Zweifel viel Arbeit in ihm. Das nützt ihm aber nicht viel: Bei Planung der Arbeit mögen Ansätze und Fragestellungen innovativ erschienen sein und eine produktive Erweiterung des Diskussionsstands versprochen haben. Mitunter aber entwickelt sich das Feld schneller, als man schreiben kann. Wehlers Totalverriß von Foucault liegt zwar erst sechs Jahre zurück, er erschien jedoch damals schon nur noch peinlich. Foucault gehört inzwischen zum Standardrepertoire kulturgeschichtlicher Reflexion. Ihn zu verteidigen, kann man getrost den Argumenten eigener, quellengestützter Geschichtsschreibung überlassen (an der er sich bewähren muß, wie auch immer). Also, wer soll dieses Buch lesen? Welche Wirkung soll es entfalten? (Daß es eine solche entfalten will, liegt in seinem Genre.) Obwohl in dieser Sparte noch am besten aufgehoben, ist es für eine Einführung in das historische Denken Foucaults und dessen

Anwendungsmöglichkeiten zu verzettelt und zu wenig didaktisch. Für eine Positionsbestimmung ist es zu stark an die Literatur gebunden und zu unsouverän im Urteil (den grandiosen Foucault-Kommentar „Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik“ von Dreyfus/Rabinow kann es nicht erreichen). Es bleibt eine verdienstvolle Zusammentragung zahlreicher Knotenpunkte zwischen Foucaults Denken und der sich lange Zeit in Quarantäne wählenden deutschen Geschichtswissenschaft. Als solche mag es hoffentlich weitere Leser/innen gewinnen. Von weiteren dergleichen Büchern aber sei dringend abgeraten. Foucaults *Ceuvre* ist eine Werkzeugkiste – so sah er es selbst. Es ist längst die Zeit gekommen, die in ihr enthaltenen Utensilien nicht mehr in der Hand zu wiegen, sondern sie forsch anzusetzen, um verrostete Schrauben der Geschichte mit ihnen zu lösen.

Falk Bretschneider

Ulrich Herbert (Hrsg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980, Wallstein Verlag, Göttingen 2002, 587 S.

Der Sammelband will sich jenem Aspekt westdeutscher Geschichte bis zum Beginn der 1970er zuwenden, der bislang „eher als nachrangiges Problem wahrgenommen“ worden sei, nämlich der „kulturellen und mentalen Kontinuitäten“, die das Vierteljahrhundert nach dem Kriege prägten. Gegenstand sind also die – gewissermaßen ober- und unterirdisch verlaufenden – Ströme von Werten, Einstel-

lungen, die die Gesellschaft der frühen Bundesrepublik beeinflusst haben.

Unter dem Dach eines vom Hrsg. verfaßten Überblicks zu Beharrungs- und Wandlungsprozessen der westdeutschen Gesellschaft sind 13 Einzeldarstellungen gruppiert, die sich auf das Vierteljahrhundert nach 1945 konzentrieren. Hier finden sich Aufsätze zu den öffentlichen Diskursen zur Abwehr der deutschen Verantwortlichkeit an den NS-Verbrechen wie auch zu den Nachkriegskarrieren der einstigen SS-Kader. Wie die Generation der „45er“, die ihre professionelle Entwicklung nach dem Krieg begann, mit Ablösung der Vorgänger-Generation und einem neuen journalistischen Selbstverständnis den Weg für eine kritischere Öffentlichkeit bereitete, wird ebenso rekonstruiert wie politikwissenschaftliche und soziologische Diskussionen, die schließlich in der Forderung eines Bundeskanzlers, „mehr Demokratie“ zu wagen, mündeten. Sechs Aufsätze thematisieren, wie sich die herrschenden Werte in juristischen Normen spiegelten. Sie haben die Debatte um unehelich Geborene, den Umgang mit Homosexualität und mit der Schulzucht, die Deutungen von jugendlichen Normverstößen, die Jugendkriminalität und die Zwangseinweisungen in die Psychiatrie zum Gegenstand.

Der Umgang der Autorinnen und Autoren mit ihren zum Teil recht spezifischen Gegenständen wirkt sehr gründlich, detailliert und sachlich. Die Einordnung in größere Zusammenhänge bleibt allerdings sparsam, was aber durch den Überblicksessay des Hrsg. kompensiert wird. Der Band enthält ein Personenregister. In dem umfangreichen Anmerkungsapparat laufen allerdings